



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Siebeneichen und Scharfenberg, die Burgen der
deutschen Romantik : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Siebeneichen und Scharfenberg, die Burgen der deutschen Romantik

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)



uch viele Sachsen und insbesondere der Siebeneicher Freundeskreis nahmen an diesen Wandlungen der religiösen und der politischen Ansichten teil. Sie hatte sich längst vorbereitet. Das Morgenrot der neuen Richtung dämmert schon aus den spätern Eingebungen des Novalis. Schon in der 1798 gedruckten Gedankensammlung „Glauben und Liebe,“ in der Friedrich Wilhelm der Dritte und die Königin Luise verherrlicht werden, sind die Ideen der Revolution verdrängt durch den Glauben an ein patriarchalisches Königtum. Für seine Auffassung der Religion ist besonders lehrreich der am 31. Januar 1800 an die Schlegels geschickte, auf Goethes Rat aber nicht im „Athenäum“ veröffentlichte Aufsatz: „Die Christenheit oder Europa.“ Nur auf die Heiligung des Volkes durch Poesie und Religion setzt er seine Hoffnung: „Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker versöhnen.“ Aber weder die lutherische Orthodoxie noch der jesuitische Katholizismus ist dazu imstande, sondern ein mythisch gefaßtes Urchristentum, das freilich einen starken Einschlag von sinnlicher Veranschung zeigt. In den Preis dieses Christentums und der von ihm erhofften Welterlösung klingt der Aufsatz ergreifend aus: „Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters (Gottes), eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein — eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brot und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geatmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrauchenden Leibes aufgenommen wird.“

Die Form des Gedankens ist krankhaft sinnlich, aber sein Kern ist doch eben das, was nachher in Erfüllung ging: die Erweckung der Völker zu inniger Frömmigkeit. Novalis ist aber auch schon im Begriff, sich über den Kosmopolitismus zum Deutschtum zu erheben: „In Deutschland kann man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen. Deutschland geht einen langsamen, aber sichern Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus.“ Sogar mit der Wehrkraft der norddeutschen Staaten beschäftigt er sich: ein ungedrucktes Manuskript von ihm enthält Aphorismen „Über das preußische Exerzierreglement,“ die er den sächsischen Offizieren Junk, Thielemann und Karlowitz widmen will; auch über Armeen und Soldatenerziehung ist darin die Rede. Hätte Novalis länger gelebt, so würde vielleicht auch er den Übergang von der philosophisch-lyrischen Periode der Romantik zur heroischen gefunden haben. An seiner Stelle taten es die überlebenden Freunde: vor allem Dietrich von Miltitz, der zwischen 1806 und 1815 als einer der größten und edelsten deutschen Patrioten, ja man kann sagen als der sächsische Vertreter der Ideen des Reichsfreiherrn vom Stein erscheint.

Dieser Eindruck hat sich bei mir unauslöschlich festgesetzt, als es mir durch die gütige Erlaubnis des Freiherrn Alfred von Miltitz vergönnt war, während der

Weihnachtsferien die reichen Schätze des Siebeneichner Archivs einzusehen, die, soweit sie Dietrich von Miltitz betreffen, von diesem selbst in Kapseln und Konvolute geordnet und mit einer höchst wertvollen, seine Tätigkeit von 1806 bis 1814 schildernden Denkschrift begleitet worden sind. Ich habe stundenlang mit atemloser Spannung in diesen vergilbten Papieren gelesen, ohne die Feder anzurühren, weil es mir wie ein Unrecht erschien, die „Fülle der Gesichte“ zu stören; da raschelte es neben mir von lebhaften Schwingungen; ein brauner Falter war von der ungewohnten Wärme des Kamins aus dem Winterschlaf erwacht und flatterte am tauenden Fenster sehnsuchtsvoll dem Licht entgegen; er erschien mir wie ein Sinnbild des gewaltigen Lebensstroms, der aus den toten Blättern heraus nach Befreiung ruft. Der engbegrenzte Raum dieses Auffsatzes vermag diesen Strom nicht zu fassen, aber will es Gott, so soll er sich einst zu einem Bilde des Lebens und des Wirkens dieses bedeutenden Mannes gestalten, das eine längst empfundene Lücke unsrer sächsischen Geschichtschreibung ausfüllen mag. Hier müssen einige Tropfen genügen, einen Begriff des Ganzen zu erwecken.

Als das Unwetter des Jahres 1806 herannahte, wünschte Dietrich von Miltitz dem sächsischen Vaterlande sein Blut zu weihen. Er bat um Wiedereinstellung in das sächsische Heer, aber die Schwerefälligkeit des sächsischen Kriegswesens verhinderte den Plan. „Der 14. Oktober entschied über das Schicksal des Vaterlandes und über mein Verlangen.“ Aber er konnte dem Vaterlande bei den folgenden Durchzügen fremder Truppen wenigstens als Etappenkommissar dienen. Ihm und seinem Freundeskreise erschien die Zugehörigkeit Sachsens zum Rheinbund als Knechtschaft. In diesem Gefühl war er mit vielen edeln Sachsen einig, ganz besonders auch mit der Familie Körner, mit der ihn eine immer inniger werdende Freundschaft verband. Noch sind zwei Gedichte des jungen Theodor Körner vorhanden, die herrliche in Siebeneichen verbrachte Stunden widerstrahlen: eine der Freifrau von Miltitz gewidmete Scharade über den Namen Siebeneichen und ein den Geburtstag der Schloßherrin feierndes Lied der Musen mit dem Wunsche:

Geschmückt wie der Heroen Richtiggestalten,
 Erhaben wie des Sängers Phantasie
 Und hold sich lösend wie der Bühne Walten
 Und hell und freundlich wie die Melodie,
 Stark, wie der ernstern Rede Nachtgewalten
 Und liebend wie der Saiten Harmonie
 Und froh und klar, wie sich die Tänze winden:
 Mag sich des Lebens Stunde Dir verkünden.

Die österreichische Erhebung im Jahre 1809 stärkte Miltitzens Hoffnung auf die Befreiung Sachsens: „Daß ich zu den Hoffenden gehörte, wird mir um so leichter geglaubt werden, wenn ich es gestehe, daß ich mit mehreren Gleichgesinnten vorläufige Besprechungen über das, was auf den Fall, wenn das Kriegsglück den österreichischen Waffen günstig sein sollte, zu tun sei, gehabt hatte.“ Diese auch für die folgenden Zeiten geltende Andeutung, daß Miltitz entschlossen war, gegebenenfalls in Sachsen einen Volksaufstand gegen die Franzosen ins Werk zu setzen, wird bestätigt durch eine Stelle der von seinem Sohne Georg verfaßten Biographie: „Pful, Kleist, Thielemann, Kielmannsegg, beide Körner, Carlowitz, Geßler u. a. waren seine Freunde und fanden in Siebeneichen ein Asyl für ihre stille politische Tätigkeit. Wissenschaftliche, in Gemeinschaft betriebne Arbeiten liehen hierzu den so nötigen Deckmantel.“

Es kam der denkwürdige Frühling 1813. Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“ berichtet: „Da kamen [nach Dresden] mit einer stillen meist nächtlich verhüllten Heimlichkeit einzelne wackre Offiziere des Königs von Sachsen aus der Festung Torgau, von welchen ich nur Miltitz und Karlowitz nennen will. Der König von Polen und Sachsen war mit drei vier polnischen und sächsischen Reiterregimentern ins Land Oesterreich vor den

Russen entflohen, hatte aber sein übriges deutsches Geer, etwa 10000 bis 12000 Mann, in den Festungen Torgau und Wittenberg eingeschlossen. Diese wackern sächsischen Offiziere, die aus Torgau zu Stein kamen, kamen zuerst nur als Erkunder der Dinge, um zu forschen, wie weit die Unterhandlungen ihres Königs für den Beitritt desselben zur großen deutschen Sache gediehen seien; sie brannten mit Tausenden ihrer tapfern Landsleute von der Lust, ihre Säbel für den deutschen Kampf wegen und zücken zu können, und hofften noch immer auf den glücklichen Entschluß ihres Königs.“ Arndts Bericht enthält Ungenauigkeiten — zum Beispiel Miltitz war nicht Offizier und kam nicht von Torgau, sondern aus Siebeneichen —, aber das darin entworfenne Stimmungsbild ist richtig. In dieser Zeit sehen wir Miltitz als Kommissar des Meißner Kreises die Räumung der Dresdner Neustadt von französischen Truppen beschleunigen; dann eilt er nach Bautzen in das russische Hauptquartier mit dem Plane, von dort aus eine Erhebung des sächsischen Volkes anzubahnen. Sein Plan scheitert zunächst an dem Widerwillen des Zaren Alexander, wohl aber wurde die vom sächsischen Könige mit der Verwaltung des Landes betraute Immediatkommission bedeutet, daß man sich im russischen Hauptquartier Miltitz als Marschkommissar wünsche. Seine Ernennung dazu erfolgte am 29. März 1813. Nun rückt er mit der Avantgarde über Rossen und Grimma nach Wurzen vor, indem er überall unter möglichster Schonung des Landes und des Privateigentums Quartiere, Lebensmittel und Vorspann für die Verbündeten beschaffte.

Eine aus Wurzen am 5. April datierte Denkschrift an den General Winzingerode zeigt ihn bei aller Begeisterung für Deutschlands Freiheit doch auch als königstreuen Sachsen: nach dem ersten Siege über Napoleon will er an den König nach Regensburg geschickt sein, „um seine vielleicht noch schwankende Entschließung zu bestimmen.“ Danach ist er der Hauptträger der Verhandlungen mit dem in Torgau kommandierenden General von Thielmann. Um ihn zu bewegen, ein zweiter York zu werden, schreibt er am 7. April aus Wurzen einen Brief, der ein klassisches Zeugnis seiner deutsch fühlenden feurigen Seele ist: „Herr General, lautet der Eingang, zum zweitenmale hat Gott das Schicksal unsers Vaterlandes in Ihre Hände gelegt! Was Sie im Jahre 1806 taten, um die uns und unserm Fürsten bereiteten Ketten erträglicher zu machen, das können Sie 1813 tun, um Ihren König und sein Land von der schimpflichsten Knechtschaft zu befreien, ihn seinem Volke wiederzugeben und durch einen mutigen und freien Schritt die Schmach einer entehrenden Dienstbarkeit und die Sünde des strafbaren Vöthen-Dienstes zu tilgen! Aber nicht um Ihren König, nicht um Ihr Vaterland allein sollen Sie sich ein unsterbliches Verdienst erwerben: was Sie für Sachsen tun, das wirken Sie für Deutschland, für die Menschheit, für die Ewigkeit! Gibt es einen höhern Beruf, einen beneidenswertern Standpunkt als den Ihrigen?

Nein, Sie können nicht einen Augenblick anstehen zu wählen zwischen Freiheit und Sklaverei, zwischen ewigem Ruhm und unausstilgbarer Schande, zwischen Pflicht und Verbrechen: Schwanken ist Schande, Weigerung sichert Knechtschaft zu.

Die Stunde hat geschlagen, frei und würdig zu handeln! So tun Sie denn, was die Pflicht Ihnen gebietet, worum Ihr Vaterland Sie anfleht und — wofür längst Ihr deutsches Herz schlug! Sprechen Sie es aus, das Wort der Befreiung; und zu Ihren und des Vaterlandes Fahnen schwören Sachsens kräftige Männer, drängen sich seine edelsten Jünglinge.“ Miltitz übergab dieses Schreiben am 8. April in Torgau persönlich an Thielmann und unterstützte es durch mündliche Vorstellungen, aber der Erfolg blieb aus. Am 9. April erstattete er in Dresden dem Minister vom Stein Bericht über seine Sendung und wurde von ihm mit den Worten entlassen: „Schaffen Sie uns nur bald Torgau.“ Die Verhandlungen wurden mit dem größten Eifer fortgesetzt; als aber Thielmann noch immer, auf eine Weisung seines Königs wartend, zauderte, schrieb Miltitz aus Gohlsis am 15. April an den Generalstabschef, Obristleutnant von Alster, Thielmanns Vertrauten, eine neue ausführliche Denkschrift, die die dringenden Worte enthält: „Gen. Thiel-

mann hat sich bereits so kompromittiert, daß ohne den Tadel der größten Inkonsequenz von Russisch-Preussischer Seite sich auszuweisen, er vorwärts schreiten muß; und den Vorwurf, welchen ihm sein Souverain über seine bisherigen Schritte machen könnte, vermag er nur durch die Ausführung seines Beginns — welches unvollendet Verbrechen, vollbracht aber Verdienst wird — abzulehnen.“

Am 2. Mai schlug Napoleon die Verbündeten bei Groß-Görschen, und eine Woche später erteilte Miltitz die Schreckenskunde, daß sein König, den wilden Drohungen Napoleons nachgebend, nach Dresden in die französische Knechtschaft zurückgekehrt, daß Thielmann und Alster zwar aus Torgau ins Hauptquartier der Verbündeten geritten seien, die Festung selbst aber mit der ganzen sächsischen Armee auf Befehl des Königs den Franzosen übergeben worden sei. Noch macht Miltitz im Auftrage des Kaisers Alexander den Versuch, wenigstens die in Böhmen stehende sächsische Reiterei und einige in Teplitz weilende höhere Offiziere zu den Verbündeten herüberzuziehen, auch das ist vergeblich. Wir sehen ihn nun vor und nach der Baugner Schlacht als Marschkommissar bemüht, die Leiden der sächsischen Bevölkerung zu erleichtern, Plünderung und Ausschreitungen der Russen zu verhindern. Während des Waffenstillstands (vom 4. Juni bis zum 10. August) hält er sich mit den Seinen in Teplitz auf, da er zwar der Gnade seines Königs versichert ist, aber doch mit Recht einen Gewaltstreich Napoleons fürchtet. Dann wird er Marschkommissar der großen böhmischen Armee unter Fürst Schwarzenberg und zieht mit ihr in die Dresdner und dann in die Leipziger Schlacht, von Stein und vom Kaiser von Rußland fortwährend mit der größten Auszeichnung behandelt. In der befreiten Stadt findet er auch seine Frau und seine Kinder wieder. Am folgenden Tage (20. Oktober) verabschiedet er sich als Marschkommissar vom Zaren Alexander mit der Bitte, ihn in die am 18. zu den Verbündeten übergetretene sächsische Armee einzustellen. Der Kaiser versprach es, und „als ich meine Verehrung und Dank durch den üblichen Handkuß ausdrücken wollte, umarmte er und entließ mich mit der ihm eigentümlichen Grazie.“ Miltitzens ganzes Streben ging nun darauf aus, Sachsen gegen die Franzosen zu bewaffnen, damit auch sein Volk an dem großen heiligen Kampfe teilnehme. Er ist der Vater des Gedankens der sächsischen Volksbewaffnung. Dieser Gedanke beschäftigte ihn schon im März 1813, als er zum erstenmal in das russische Hauptquartier ritt, er ist dann der Gegenstand einer Eingabe an Stein vom 24. April 1813 und tritt sofort nach der Leipziger Schlacht dauernd in den Vordergrund. Aber der feurige Patriot und geschickte Organisor schien zunächst zu andern Dingen bestimmt. Stein setzte es durch, daß er als Gouvernementsrat der ersten Sektion dem Gouverneur von Sachsen, dem russischen Fürsten Repnin, zur Seite trat. Als solcher einer der höchsten, und wie die an ihn gerichteten Briefe zeigen, einflußreichsten Regierungsbeamten wirkte er zunächst bis in den Dezember in Leipzig, während seine Frau gefährlich am Nervenfieber erkrankte: noch ist die ganz in Klopstockscher Art in der Nacht der Krisis — 22. November — am Krankenbett gedichtete Ode vorhanden, worin er, falls die Genesung fortschreitet, gelobt:

Dann wird, o Schutzgeist, Dir ein Altar geweiht,
Dort wo des Elbstroms bräunliche Woge rauscht,
An schroffer Felsen jähem Abhang
Unter dem Schatten der Sieben Eichen.

Im Dezember kehrte er, durch russisches und preussisches Patent zum Obersten ernannt, nach fast einjähriger Abwesenheit heim, während seine Kinder bei der sich nur langsam erholenden Mutter in Leipzig zurückbleiben. Ein interessantes Bild aus dieser Zeit und zugleich einen Beweis dafür, daß die deutschen Ideen damals im sächsischen Volke mächtiger waren, als es eine Sachsen grundsätzlich geringschätzende Geschichtschreibung annimmt, bietet Miltitzens Brief an seine dreizehnjährige Tochter Henriette aus Dresden vom 14. Dezember 1813:

„Schon auf dem Gebatter [Gasthof an der Leipzig=Dresdner Poststraße oberhalb Behrens] fand ich eine Abteilung Gensdarmes, von ein paar zukünftigen Freiwilligen angeführt, welche mich nach Meissen eskortierten. Im Quartier des Herrn von Well, wo ich abstieg, waren viel Freunde und Bekannte versammelt, um mich zu empfangen. Nach den ersten gegenseitigen Freudenbezeugungen über mein glückliches Wiedersehen lud man mich ein, teil an einem Souper zu nehmen, welches im Gesellschaftshause bereitet wäre. Bei meinem Eintritt in den mit allen bedeutenden Personen aus der Stadt und der Nachbarschaft angefüllten Saal empfing mich H. [General] von Vieth mit einer sehr schönen Ansprache. Bald setzten wir uns zu Tisch. Aber kaum war die Suppe hinunter, als wir durch Musik und freudiges Lärmen ans Fenster gerufen wurden. Es waren die Schüler, welche unter Anführung des Prof. Königs [Rektors der Fürstenschule] ein Vivat mit Musik und Fackeln brachten. Ich erwiderte es durch ein: »Es lebe St. Afra hoch!« Hierauf wollte ich, der ziemlich hungrig war, wieder an den Tisch; aber keineswegs; unter irgend einem Vorwand hielt man mich noch auf: beim Wiedereintritt in den Speisesaal erblickte ich einen großen Transparent, welcher die Germania einem aus den Wellen der Nordsee hervorsteigenden Felsen mit den Attributen der Künste, des Friedens und des Kriegs sowie der Freiheit gegenüber sitzend vorstellte. Den andern Morgen ging ich nach Siebeneichen. Zu meiner großen Freude fand ich das Haus ganz unverfehrt und sehr wohl und reinlich unterhalten. Am Küchen-Garten ist der meiste Schaden geschehen. Die Pappeln um den Garten sind niedergehauen. In den Promenaden ist hier und da eine Birke oder ein Lärchenbaum abgehauen, doch wird man, wenn nur erst alles aufgeräumt sein wird, es kaum bemerken. Die großen Weymutsfichten sind verschont geblieben. Das Jägerhaus sieht wild aus. Da aber die Sträucher, welche es umgaben, nicht ausgerottet, sondern bloß abgehauen sind, so werden sie wieder ausschlagen und am Ende auch dort wenig zu sehen sein. Auf den Gütern ist im Vergleich mit andern Orten sehr wenig Schaden geschehen.“ An die im Mai 1813 bei dem alten Jägerhaus vorgefallenen Kämpfe erinnern noch heute fünf dort eingemauerte Kugeln mit den Versen:

Im Jahre achtzehnhundert drei und zehn
Sah man hier fremder Völker Fahnen wehn:
Hier kämpften Krieger aus dem Frankenlande
Mit Reitern von der Wolga und des Urals Strande.
Nun Frieden ist, so mögen auch im deutschen Lande
Des Friedens beste Früchte reifen jedem Stande,
Die Brüder soll die Selbstsucht nie entzwein,
Kein Meinungszwist das Heiligste entzwein.

Der „Rundgesang,“ der bei dem oben geschilderten Begrüßungessen Dietrichs von Miltitz begeistert gesungen wurde — ein Gedicht des Professors Walzer an der Fürstenschule —, enthielt auch folgende Strophe:

Wenn überm Rhein auf Deutschlands letzten Bergen
Der edlen Sieger Fahne weht,
Und unentwehrt von der Tyrannen Schergen
Der Sachsen freyes Banner steht:
Dann schütze Dich Gottes allmächtige Hand
Im Kampf für Freiheit und Vaterland.

Diese Verse beziehen sich auf den großen Zweck, zu dessen Erfüllung Miltitz damals heimgekehrt war, nämlich Meissen und Siebeneichen zum Mittelpunkt der Werbungen für ein den Lüchowern nachgebildetes Freikorps, das „Banner der freiwilligen Sachsen“ zu machen. Die Akten dieser denkwürdigen Werbung, die in einer Zeit, wo das erst von Napoleon, dann von den Verbündeten ausgesogne, von Hunger, Typhus und Lazarettfieber heimgesuchte Volk außer einer regulären Armee und einer Landwehr von je 20 000 Mann noch 3000 Freiwillige unter etwa 60 Offizieren zum „Banner“ stellte, liegen im Schlosse Siebeneichen. Ich habe sie als Sache nicht ohne Scham darüber gelesen, daß soviel edle und reine Auf-

opferung nicht nur vergessen, sondern sogar mit Schmutz beworfen worden ist. Auch die Fahnen des Banners werden noch heute als ein Heiligtum aus großer Zeit in der Waffenhalle des Schlosses bewahrt. Keine Geringere als die aus Kugelgens „Erinnerungen eines alten Mannes“ wohl bekannte Gräfin Friederike Dohna-Stolberg hat einst die Quasten dazu gestiftet mit folgendem Brief an Miltitz:

„Hermisdorf am 28. Januar 1814

Mit den treuen und innigen Wünschen einer deutschen Frau übergebe ich Ihnen, lieber Herr von Miltitz, die Quasten zur Standarte des Banners. Der Segen Gottes gehe ihr voran und Sein Beistand ihr zur Seite! Ich habe seit den größten Erfahrungen unseres Lebens der Freude lange entbehrt, mit Ihnen mich zu freuen, mit Ihnen Gott zu danken für alles, namentlich für die Erhaltung Ihrer lieben Frau. Aber in der Stille des Herzens that ich es sehr oft, und jetzt freue ich mich der Hoffnung, Sie vielleicht bald wiederzusehen und reiche Ihnen die Hand mit dem Ausdruck der unwandelbarsten und herzlichsten Achtung. Gott segne Sie — Gott erhalte Sie uns!“

Diesem Zeugnis der höchsten Achtung einer hohen und edeln Frau braucht kein Wort hinzugefügt werden. Das Banner zog im Februar mit dem fünften Armeekorps ins Feld: sein Chef war der frühere Generalgouvernementsrat Generalmajor Karl Adolf von Carlowitz, der Chef der Kavallerie Dietrich von Miltitz als Oberst, unter ihm kommandierte der Oberstleutnant von Feilich die beiden Husareneskadrons und Oberstleutnant von Well die beiden Eskadrons reitender Jäger. Das Banner nahm einen ehrenvollen Anteil an der Belagerung und Eroberung des noch von 15000 Franzosen besetzten Mainz (4. Mai 1814), dann aber hinderte der erste Pariser Friede (30. Mai 1814) weitere Unternehmungen, und zugleich ergingen an Miltitz die dringendsten Rufe hochgestellter Männer, er möge doch in die Heimat zurückkehren und der Not des Vaterlandes steuern. Der Geheime Kriegsrat von Broikem schreibt an ihn am 25. Mai aus Dresden: „Das Elend ist größer, als man es beschreiben kann, das Bedürfnis ungeheuer, und die Mittel zur Herbeischaffung derselben unzulänglich. Die bevorstehenden Rückmärsche der Russen werden uns den Rest geben. Der Fürst [Nepnin] hat gewiß den besten Willen dazu, allein es fehlt an jemand, der ihm die Sache deutsch sagt, und der ihn dann auch so lange treibt, bis er das Notwendige wirklich auch tut. . . . Er amüsiert sich zu gerne, und Klagen sind ihm unangenehm. Darum ist es nötig und höchst nötig, daß Du wieder kommst. Manches Übel wäre durch Dich abgewendet worden, und manches Gute geschehen. Du kannst hier Deinem Vaterlande wesentlichere Dienste tun, als wenn Du den Banner kommandierst, der ohnedem nun, da Friede ist, ohne weitem Nutzen fürs Vaterland ist, und der bei der gänzlichen Erschöpfung unsrer Geldmittel nicht bald genung auseinander gehen kann. . . . Alle redlichen Leute wünschen Deine Zurückkunft, nur die etwa nicht, die lieber im Trüben sind, und denen diese Wirtschaft ganz angenehm ist.“

In der Heimat warteten schwere Zeiten auf den wackern Gouvernementsrat. Miltitz und seine Freunde hatten angenommen, daß sich Sachsens Schicksal bald nach dem Pariser Frieden so entscheiden werde, daß man dem Lande zur Belohnung für die riesenhaften Opfer, die es der guten Sache gebracht habe, seine volle Integrität und die Befreiung des Königs aus der Kriegsgefangenschaft zugesetzt werde. Aber Preußen und Rußland arbeiteten erst auf die völlige Einverleibung Sachsens in Preußen, und als diese bei England und Österreich den zähesten Widerstand fand, auf die Teilung Sachsens hin. Um diese abzuwenden, war Miltitz im Herbst 1814 zweimal als Gesandter des Generalgouvernements auf dem Kongresse in Wirm. Als er hier erkannte, daß der gefangne König keine Aussicht habe, das Ganze der albertinischen Länder wieder zu erhalten, entschied er sich in dem Widerstreite der Interessen und Pflichten schließlich für den Gedanken, die Integrität und die Zusammengehörigkeit der sächsischen Länder für wichtiger anzusehen als ihre Regierung durch die wettinische Dynastie. Er reiste also im Januar 1815 nach Berlin, um dem Könige von Sachsen durch seinen Minister,

den Grafen Detlev Einsiedel (s. oben S. 562), die Abdankung unter einigen besonders erträglichsten Bedingungen und die Entschädigung durch ehemals geistliche Gebiete am Rhein mit den Städten Bonn, Trier und Koblenz zu empfehlen. Er wurde, wie zu erwarten stand, abgewiesen, und König Friedrich August begnügte sich in dem Wiener Frieden (18. Mai 1815) lieber mit dem Drittel seiner frühern Länder. Die Zeit hat seine Entscheidung gutgeheißen: denn auch das so stark verkleinerte Sachsen hat sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts als ein lebensfähiger, wichtiger Organismus erwiesen und wird sich auch weiter als solcher erweisen. Aber wer möchte deswegen den edeln, nur aus den lautersten Beweggründen handelnden Schloßherrschaften von Siebeneichen tadeln, daß er damals von der Zukunft Sachsens und Deutschlands andre, sich den Ideen Steins nähernde Vorstellungen hatte? Als der Würfel gefallen war, zog er aus dem Mißlingen seiner Sendung die Konsequenz: am 24. Februar 1815 nahm er seinen Abschied aus dem sächsischen Kriegsdienste und trat als Oberst in die preußische Armee über. Niemand von Bedeutung hat je gewagt, deswegen seinen Ruf anzutasten; und wenn es einer Ehrenrettung bedürfte, so läge sie vor in zwei nach dem Kriege getanen Äußerungen Steins. Dieser schreibt am 7. Januar 1817 an die Gräfin Rehdern: „Er besitz den edelsten Charakter, den er in dem verhängnisvollen Jahre 1813 bewährte, wo er im März und in den unmittelbar folgenden trüben Tagen Gut und Blut freudig für die gute Sache einsetzte und 1814 sehr wohlthätig durch Einfluß und Beispiel auf sein Vaterland einwirkte, und er gehört zu denen sehr wenigen, die sich ohnverändert tüchtig, rein und edel bewährten. Versichern Sie ihn, meine vortreffliche Freundin, ich bitte Sie, meiner höchsten Achtung und Freundschaft“ — und am 7. Oktober 1817: „General Miltitz ist einer der edelsten, vortrefflichsten Männer, die ich in meinem ziemlich erfahrungsreichen Leben kennen lernte.“

Die Zeit des blühenden Heldenblutes entschwand: Armut, Müchternheit, Kleinmut und Hader traten an die Stelle der hochgemuten deutschen Begeisterung, in Sachsen auch die begreifliche Verbitterung über die Teilung des Landes; harte Urteile über Miltitz und seine Gesinnungsgenossen wagten sich hervor, namentlich von solchen, die einem Konflikt der Pflichten weniger ausgesetzt gewesen waren als er. Einige der tüchtigsten Männer wichen der sie bedrohenden Härte aus, und der Siebeneichner Freundeskreis zerstob in alle vier Winde. General von Bieth trat in das Privatleben und ging in das Ausland, Miltitz und Carlowitz traten in den preußischen Militärdienst, Körner und die Selnen siedelten nach Berlin über, wo der tüchtige Mann eine Anstellung im Ministerium des Innern erhalten hatte. Während nun Miltitz erst als Mitglied der Militärkommission in Frankreich, dann als Divisionskommandant in Pienitz stand, schwebten die Geister der Vereinsamung um die Turmzinnen von Siebeneichen; aber zu ihnen gefellten sich die schönen Erinnerungen. Es ist rührend zu sehen, wie oft der Name Siebeneichen in den Briefen der Körners vorkommt. Am 5. Juli 1815 schreibt Körners Gattin an die Frau von Miltitz: „Ich denke oft an Sie, Geliebte; was waren das für glückliche Zeiten, die wir bei Ihnen in Siebeneichen verlebt haben; nehmen Sie noch für alle Freuden, die Sie meinen Kindern gaben, meinen herzlichsten Dank“ — beide waren tot, Emma Körner war, noch bevor die Familie nach Berlin übersiedelte, ihrem Bruder Theodor im Tode gefolgt —, und am 24. September 1815 schreibt auch die Schwester der Frau Körner, Dorothea Stock: „An Siebeneichen kann ich nicht ohne die tiefste Wehmut denken; wie so heiter und glücklich waren wir oft zusammen! Und nun niemals wieder.“ Es wurde Körners trotz aller Teilnahmen sie zum Besuch in die geliebte Heimat. Dietrich von Miltitz wurde in Görlitz, wo er als Generalmajor stand, besucht, dann ging die Reise auf der alten hohen Straße an die Elbe und nach Siebeneichen: „Alle ehemalige Lieblingsplätze, schreibt Marie Körner am 1. Juli 1818 an Dietrich, wurden besucht und manche neue Anlage besichtigt. Die zu einem Tempel bestimmte Stelle scheint mir sehr

glücklich gewählt. Durch die neue Brücke [über eine Schlucht des Parkes] hat die Aussicht nach Meissen gewonnen" — und Dorothea Stock fügt hinzu: „Wir sahen es [Siebeneichen] in seiner ganzen Pracht, und die herrlichste Beleuchtung vermehrte noch den Zauber dieser wunderschönen Gegend. Welche frohe und schmerzliche Erinnerungen — am 31. Juli 1817 war auch Dietrichs Tochter Henriette siebzehnjährig gestorben — wurden in uns aufgeregt.“

Am 27. März 1830 schied Miltitz als Generalleutnant aus dem preussischen Dienste und kehrte zu dauerndem Aufenthalt nach Siebeneichen zurück, nicht im geringsten verbittert durch die Verhältnisse, die ihn aus dem Vaterlande getrieben hatten, sondern mit dem redlichen Willen, seine noch rüstige Kraft in den Dienst der Heimat zu stellen. Reiche Gelegenheit dazu bot sich, als 1831 auch Sachsen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintrat. Über den Verfassungsentwurf hat sich Miltitz mit Körner brieflich ausgesprochen, der auch den heimischen Verhältnissen die regste Teilnahme bewahrte; eine Stelle aus diesem Briefwechsel, Körners Äußerung vom 18. März 1831 über die Zivilliste des Königs, ist noch heute sehr beachtenswert: „den größten Teil der Entwürfe habe ich sehr durchdacht und zweckmäßig gefunden, aber bei einem Punkte würde ich meine Beistimmung nicht geben können. Dieser ist der Verzicht auf die Benützung der Domänen gegen eine Zivilliste. Nach meiner Überzeugung ist die Würde des Regenten möglichst zu schonen, und hierzu gehört, daß der Regent als der unabhängigste, reichste und wohlthätigste Mann im Staate wie ein guter Hausvater in seiner Familie erscheint. Frau und Kinder pflegen dem Gatten und Vater nicht vorzuschreiben, was er von seiner Einnahme für die Bedürfnisse der Familie verwenden soll. Was er aus Liebe gibt, empfangen sie mit Dank und Vertrauen. Bei den jetzigen Verhandlungen fände ich es angemessen, wenn der Regent sämtliche Regalien und ein bestimmtes Quantum von dem Ertrage der Domänen den Ständen zu den Bedürfnissen des Staates überließe, die übrige Einnahme der Domänen aber sich vorbehalte und keine Zivilliste verlangte. Es liegt etwas Herabsetzendes darin, daß jeder, der ein paar Taler Abgaben zu zahlen hat, sich einbilden kann, er besolde den Fürsten.“

Wenig Monate später (13. Mai 1831) ist der alte Staatsrat Körner, der Retter und Freund Schillers, in Berlin gestorben; Dietrich von Miltitz aber erlebte das höchste Greisenalter. Bei aller seiner Humanität und seiner freiheitsliebenden Gesinnung blieb er doch der achtungsgebietende Aristokrat, als den ihn schon die hohe Gestalt und die militärische Haltung kennzeichneten. Er hat noch manches erleben müssen, was ihm wie ein Spott auf die große Zeit vorkam, die die Mitte seines Lebens füllte. „Als im Frühjahr 1849 einige rohe Gesellen vorschlugen, nach Siebeneichen zu ziehn, um dort die Fenster einzuwerfen, rief ihnen die der politischen Bewegung nicht abholde Meißner Kommunalgarde zu: »Wenn ihr hingehet, kommen wir hinterdrein und jagen euch fort.« Ein andresmal zogen etwa zwanzig Handwerksburschen mit Fahnen vor dem Siebeneichner Schlosse auf und baten um eine Gabe. Der greise General trat hervor und sagte ihnen, sie seien gar keine Bedürftige, sondern Tumultuanten, worauf sie rechtsumkehrt machten.“

Am 29. Oktober 1853 überraschte den fast Fünfundachtzigjährigen der Tod. Er starb mit den Worten: *Abhorrescit anima custodiam et adspirat libertatem*; sein schlichtes Grabmal steht auf dem St. Martinikirchhof hoch über dem Strom und der Stadt, nahe bei der Stelle, wo eingemauerte Kanonentugeln an die Kämpfe von 1813 erinnern.

Gegen das Ende der napoleonischen Zeit in den Jahren nach dem Freiheitskriege war auch das Schloß Scharfenberg, seit 1795 im Besitze Dietrichs von Miltitz, der Sitz eines eigentümlichen, von den Ideen der Romantik beherrschten, zugleich aber diese weiterbildenden Lebens. Zwei Namen treten besonders hervor: Karl Borromäus von Miltitz und Karl de la Motte Fouqué, in der zweiten Linie stehen der Leipziger Rechtsgelehrte und Dichter Johann August Apel (1771 bis 1816), der Maler Moritz Rehsch (1779 bis 1857), der Botaniker Pfarrer Mauke in Brock-

witz und der bei den Romantikern nie fehlende Frauenkreis: Frau Auguste von Miltitz, eine geborne von Waidorf, und ihre Cousine Luise von Waidorf, Fouqués zweite Gattin Karoline, eine geborne von Briest, und gelegentlich auch das als Harfenspielerin hervorragende Fräulein Theresie aus dem Winkel.

Karl Borromäus von Miltitz war 1780 als Sohn des kurfürstlich sächsischen Hofmarschalls Friedrich Siegmund von Miltitz in Dresden geboren, unter den ersten Eindrücken der romantischen Bewegung frühzeitig für Dichtkunst und Musik, insbesondere für die Vermählung beider begeistert, trotzdem aber zunächst Leutnant bei der Schweizergarde. Als solcher zog er 1806 mit in den Krieg, verheiratete sich 1810 und nahm 1811 seinen Abschied, um auf seinem Gute Neukirch bei Wilsdruff ganz den Künsten zu leben. Nach dem Verkauf dieses Gutes zog er mit Genehmigung seines Veters Dietrich nach dem trotz manchem Verfall doch noch bewohnbaren Scharfenberg. Aber auch ihn packte das heroische Zeitalter der Romantik: während seine Frau in Karlsbad ein Asyl fand, machte er als Oberleutnant in dem Husarenregiment der kaiserlich königlichen deutschen Legion den Freiheitskrieg bis zum ersten Pariser Frieden mit. Danach begann in Scharfenberg eine reich gesegnete Zeit künstlerischen Schaffens: der Schlossherr selbst war ein spannender Erzähler, der viele Bände von Novellen, auch Reiseschilderungen verfaßt hat, und ein begabter Komponist. Seine Freundschaft mit dem sieben Jahre ältern Fouqué geht bis in den Anfang des Jahres 1812 zurück; sie wurde erhärtet unter dem Pulverdampf der Schlachten: Miltitz hatte, nach der Schlacht bei Kulm zum Heere der Verbündeten stoßend, das auf diesen Sieg gedichtete schöne Lied Fouqués:

Der Sieg schwang seine goldenen Flügel
Durchs Kampffestal,
Und wie Märe glühn die Hügel
In seinem Strahl

mit einer sangbaren Weise versehen. Fouqué war namentlich im Jahre 1816 längere Zeit in Scharfenberg und dichtete hier das Vorspiel zu seinem „Hermann“; August Apel, der Verfasser des „Gespenserbuchs“ (Leipzig, 1810 bis 1814), hat hier wohl Teile seines „Wunderbuchs“ (1815 bis 1817) geschrieben. Was die Männer den Tag über erfannen und gedichtet hatten, wurde des Abends im Turmzimmer vorgelesen; Moriz Rebsch entwarf Umrißzeichnungen dazu, Miltitz setzte die vorkommenden Lieder in Musik, die Frauen waren die dankbaren begeistertsten Zuhörerinnen. Hier war in der Tat die Verschmelzung der Künste vorhanden, von der einst Friedrich Schlegel und Novalis träumten. Die an romantischen Motiven reiche Umgebung des Schlosses und dessen Räume selbst wurden von diesem Kreise unter ahnungsvollem Schauer mit den Gestalten der Vorzeit und mit den volkstümlichen Spukgestalten belebt, die wir in ihren Werken wiederfinden; einen stimmungsvollen Rückblick auf dieses Treiben wirft Fouqué in einem der Schlossherrin von Berlin aus gewidmeten Geburtstagslied aus dem Jahre 1818, das in der Siebeneichner Bibliothek handschriftlich erhalten ist:

Wann der vierte Februar
Streut des Frühlings junge Rosen,
Bringt ein süß glückwünschend Rosen,
Liebesmantel vom Kindespaar,
Carl der holden Gattin dar.
Dann auch Ihr, o farb'ge Reihn
Meiner Sänger, Frau'n und Helben,
Wollt der Festeskönigin melden,
Wer durch Flur und Tal und Hain
Schnend schaut zum Burggestein.
Vieles wogt hier schön und bunt;
Doch es muß im prächt'gen Reigen
Weist die tiefste Seele schweigen:
Ach, die täte gern sich kund
In des Turmgemaches Mund.

Der Scharfenberger Kreis von Romantikern löste sich dauernd auf, als Miltitz 1824 Oberhofmeister des Prinzen Johann wurde, bei dessen Gemahlin seine Frau schon vorher als Oberhofmeisterin angestellt worden war. Seitdem war er eine der lebenswürdigsten Gestalten in dem Vereine geistvoller und gelehrter Männer, den der feinsinnige Kenner und Übersetzer Dantes um sich versammelte. Miltitz hat das Aufblühen der deutschen Oper in Dresden sehr gefördert; er selbst komponierte 1833 die vom Prinzen Johann gedichtete Oper „Saul, König von Israel“ und 1836 die romantisch-komische Oper „Der Condottiere“ der Prinzessin Amalie; zu den Opern „Der Bergmönch“ von Wolfram und „Die Felsenmühle“ von Reiffiger, die 1830 und 1831 in Dresden aufgeführt wurden, schrieb er den Text. Doch diese Werke sind verschollen, und um ihretwillen könnte der Scharfenberger Kreis kaum eine besondere Bedeutung beanspruchen. Aber von den Scharfenbergern führen auch Brücken hinüber zu Karl Maria von Weber und zu Richard Wagner. Das Textbuch zum „Freischütz“ ist zwar von dem unbedeutenden Kind verfaßt, aber ihm liegt eine von Johann August Apel im ersten Bande des „Gespensterbuchs“ aufgezeichnete Erzählung zugrunde. Im Scharfenberger Freundeskreise wurden auch die ersten später von Wagner aufgenommen Gedanken zu einer neuen Organisation des Theaterwesens laut; Fouqué erzählt, als er Apel das Vorspiel seines „Hermann“ vorlas, habe dieser gesagt: „Es müsse sich zu der Aufführung [des Heldenspiels Hermann] eine große Genossenschaft verbünden, unter fürstlich grandiosem Schutz und die Bühne kein Brettergerüst sein, sondern ein freies Waldtal, etwa im Harz, keine Zuschauer erforderlich als die zufällig frei zusammenströmenden, die Darstellenden aber sich frei genügen lassend, ohne Rücksicht auf jene, am kindlich kühnen Spiele der Darstellung selbst, von Waffenübungen keck durchwoben,“ und Fouqué fügt hinzu: „Man hegte dazumal mitunter gar riesig große Gedanken für die Kunst im neu erstandnen Deutschland.“ Diese „großen Gedanken,“ die in Wagners Bayreuther Bühne und in den immer wieder versuchten deutschen Nationalfestspielen wenigstens einigermaßen zur Tat wurden, entstammen also dem Scharfenberger Freundeskreise.

Doch wir kehren von diesem Ausblicke nach Scharfenberg zurück, und indem wir im Abendschein auf dem Dampfer der herrlichen Stadt entgegensahren, die als die eigentliche Heimat der Romantik und zugleich der Wagnerschen Kunst gelten muß, nehmen wir Abschied von dem aus den hohen Wipfeln träumerisch auf uns niederschauenden Schlosse mit den schönen Worten, mit denen einst Fouqué 1823 von ihm Abschied nahm: „Liebes Scharfenberg! Stilles ernstes Schloß! Die Zeit hat an dir, wie an allem, gerüttelt, was die mächtige bauet und zerstört. Bewundernd siehst der Vorüberreisende zu dir auf. Ein geheimer Zug hält den Blick, hält die Seele fest. Viele ahnden, einige wissen, welch lieblich verborgnes Leben deine Zinnen schirmen. Werden Burgzimmer und Säle auch den Wechsel des fortrollenden Lebens erfahren? Werden Liebe, Kunst und sanfte Freundschaft länger ihren Altar hier nicht aufbauen, und schiebt das verschlungne Dasein diesen wirklich von seiner alten Stelle? War es Ahndung oder Erinnerung, was mir im Vorüberfahren die Tränen ins Auge lockte? Vielleicht beides; denn prophetisch sagt uns Wehmut stets, daß das Alte nicht wiederkehrt.“

